BUCH- UND KUNSTREVUE

HERAUSGEBER: FRANZ GOLDSTEIN.

GRATISBEILAGE DER „WIRTSCHAFTSKORRESPONDENZ FÜR POLEN" VOM 5. JANUAR 1929

Vieux jeu und Reportage auf dem deutschen Theater

Vorspiel in Leipzig

Keine Schwarze Orchidee.

Go. Zum Jahresend möchte man noch schnell Altes und vor allem einiges Neue vom deutschen Theater mitnehmen. Auf dem kurzen Trip, den man unmittelbar vor Weihnachten ohne festes Programm improvisiert, landet man zuerst in Leipzig, das bekanntlich kein Klein-Paris ist. Die Hoffnung auf d'Albert's Jazz-Kriminal-Groteske wird zu Wasser, da der Abend, der die Aufführung bringen sollte, leider eine Programmänderung erfährt. Also ist es mit dem Eine schwarze Orchidee ins Knopfloch Flechten nichts. Prominenteste Ignoranten haben die Schwarze Orchidee für eine Totgeburt erklärt. An anderer Stelle konnte man kürzlich lesen, mit dem Jazzrummel sei es aus, man trage Jazz nicht mehr. Darauf wäre zu antworten, dass der Jazzrummel möglicherweise vorbei ist, die Auswirkungen des elementaren Jazz in der Musik indes kaum begonnen haben und für die nächsten 100 Jahre zweifellos bestimmend sein werden. Einer der wenigen Menschen, der wirklich [illegible] Wesen des Jazz erfasst hat, versicherte gesprächsweise [illegible]s sei ein Wunder, was dem an Jahren keineswegs mehr [illegible]ngen d'Albert hier geglückt sei. Die Instrumentation, Sax[illegible]honstimmen, das Tänzerische sollen glänzend gelungen se[illegible] und stellenweise an technischem Können den Jonny übertreffen. Schon der Klavierauszug soll ein glänzendes Bild geben.

Man wird sehen.

Frankfurt am Main

Schwejk mit Impekoven.

Der FD entführt einen innerhalb 5 Stunden nach Franfurt a. M. mit einem einzigen Aufenthalt in Erfurt. Da man auch hier keine schwarze Orchideen nicht einmal weisse Chrysanthemen, sondern bekanntlich nur Tulpenzwiebeln züchtet, braucht die Reise nicht unterbrochen zu werden. Durch Weimar saust der Zug ohne Aufenthalt. Keine falsche Sentimentalität. PS und FD sind die Exponenten unseres Tempos. Frankufurt a. M., dessen Bild vor Jahren hier schon gezeichnet wurde und die umliegenden Ortschaften. wie Wiesbaden, Mannheim, Darmstadt, haben zwischen Weihnachten und Neujahr einen derart langweiligen Spielplan, kaum eine Novität, dass man an 4 Abenden ein einziges Mal ins Theater geht.

Im Frankfurter Schauspielhaus bei Weichert gibt es Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges nach J. Hasek von Max Brod und Hans Reimann. Der 6-bändige Roman, der dieser Dramatisierung zu Grunde liegt, ist von anderer Seite an dieser Stelle glänzend kritisch gewürdigt worden. Keine Bühnenbearbeitung eines grossen Prosawerkes, auch die eigene durch den Autor selbst, nicht ausgenommen, pflegt dem ursprünglichen Werk adaequat zu werden. Man muss sich auch in diesem Falle bemühen, den Begriff, der der Roman vom Soldaten Schwejk uns geworden ist. auszuschalten. Wenn das gelingt, wird man der Eindrücke, die die Bühnenfassung vermittelt, überaus froh. Soldat Schwejk, dessen Namen daher rührt, dass er nicht schweigen kann, zerquatscht den ganzen Weltkrieg. Diesmal ist aber nicht das Schweigen, sondern das Reden Gold. Er überwindet die organisierte Bestialität. die den Namen Weltkrieg trägt. in der Heimat und an der Front dadurch. dass er einfach alle und alles totquatscht. Vielleicht ist die Form. den ganzen. grossen Schwindel lächerlich zu machen, wirksamer, als ethisches, gelatiniertes Pathos. Es gibt eine Szene in diesem Stück, in der Soldat Schwejk an der Front. an die er nach unsäglichen Irrfahrten gelangt ist — Schwejk läuft bekanntlich seinem Regiment, das er verloren hat. den ganzen Weltkrieg hindurch nach — nachexerzieren muss. Während er die Ausführung der Kommandos nur markiert. kommandiert sich der Feldwebel, der mit dem Rücken zu Schwejk steht, fast kaputt. Schwejk. der allen Leuten und den Vorgesetzten bis zum General aufwärts Geschichten und Anekdoten erzählt, bis jenen schwindlig wird, will dem Feldwebel klar machen. wie leicht es sei. sich eine bestimmte Zahl ins Gedächtnis einzuprägen. Der Feldwebel steht gegen einen Eisenbahnschuppen gelehnt, Schwejk quatscht. Haupt und Oberkörper des Korporals neigen sich allmählich unter der Last des Wortschwalls. Schwejk quatscht weiter. Der Korporal liegt nun lang hingestreckt in dem Schuppen platt auf dem Bauch mit dem Gesicht etwa einen halben Meter über dem Erdboden. Schwejk legt sich mit dem Rücken gleichfalls auf den Boden und redet in den Korporal vom Erdboden aus weiter hinein. Schliesslich wird der Korporal auf einer Tragbahre abtransportiert. Schwejk. der „nur noch" die Bagatelle zu erklären hat, dass man sich die Zahl auch durch Dividieren merken könne. läuft mit gespreizten Beinen über der Bahre des ohnmächtig gequatschten Korporals mit, bittet. nur noch einen Augenblick zu warten und setzt seinen genialen Quatsch fort. Wer dies nicht in Frankfurt a. M., von Toni Impekoven dargestellt. erlebt hat, macht sich keinen Begriff von der erschütternden Komik dieser Szene. die mir den Gipfelpunkt der Bühnenbearbeitung zu bedeuten scheint. Ich habe nur einmal in meinem Leben noch derartig gelacht. als ich zum ersten Male die Abenteuer des Johann Nepomuk Zawadil alias Max Pallenberg. in Familie Schimek während des Weltkrieges sah. Hier berühren tiefste Tragödie und höchste Komik einander. und das Grauen des Militarismus wird dem Fluch der Lächerlichkeit preisgegeben.

Die gesamte Aufführung unter der Regie Fritz Peter Buch's ist so vorzüglich. (mit Robert Taube. Ulrich Arie. Otto Waldis. Leopold Biberti und allen anderen die zu nennen es an Raum fehlt). dass man auf das laufende Band gern verzichtet. Der Bilderbogen rollt filmartig ab. glänzend gestützt durch die Bühnenarchitektur W. R. Heinisch's und Walter Dinse's. Sehr schön ist das Fallen des Schnees in der Winternacht. anscheinend durch eine boule lumineuse projiziert. Aber über alles leuchtet die Komik Impekoven's. die ganz echt, ursprünglich. naiv und nicht aus dem Intellekt gespeist ist. Ein denkwürdiger Abend.

Intermezzo in Dortmund

Shaw und Johann Strauss.

Eigentlich hatte man sich eingebildet. Karol v. Szymanowski's neue Oper König Roger in Duisburg zu hören. Aber: Ich weiss, das ist nicht so! Also sieht man sich' mal Dortmund an, dem der Ruf vorausgeht, ein Kattowitz des Westens zu sein. Obwohl die Einwohnerzahl etwa dreimal so gross ist, kann man die Stadt keineswegs mit Katowice vergleichen. Keine Farbe, kein Tempo, kein rechtes Leben, nichts Grosstädtisches, etwa wie Königshütte plus Hindenburg. Im mondainsten Cabaret Dortmunds gibt es als Clou einen Papageien-Dressurakt. Die armen. schönen Tiere, die man auf unmenschliche Weise quält, revanchieren sich durch Stubenunreiheit. Die guten Dortmunder scheinen sich indes dabei höchstlichst zu belustigen. Im übrigen sind Programm und Publikum in dem ersten Cabaret Leipzigs ähnlich zusammengesetzt. Aber die klare Architektur der neuen Leipziger CT-Betriebe ist entschieden hübsch. In der Künstlerklause von Frankfurt a. M., die sich gleichfalls sehen lassen kann, konferiert Schneider-Duncker, der sehr alt geworden ist. Die Sensation bildet John Richard's ein Neger, der ein Sprachphänomen sein muss, da er unglaublich echt Anekdoten in wiener, sächsischem und berliner Dialekt vorträgt. Die Jazz-Band ist in allen drei Cabarets mässig. Eine herrliche Jazz- und Voice-Band hört man dagegen bei Sacher in Frankfurt a. M. Dort spielt René Dumont mit seinen Boys in modefarbenen Saccos, und es ist schon fast eine Revöllerei. Famos!

Nach dieser Entgleisung heisst es also, auf Dortmund zurückkommen. Da gibt es nur etwas Gutes. das Theater, (und den sympathischen Dortmunder Generalanzeiger). Man spielt gegenwärtig den Arzt am Scheideweg, Shaw's beschwingteste Komödie, die dichterisch seinem reinsten Werk. Candida, am nächsten kommt (während ich die Heilige Johanna immer wieder nur langweilig finde). Die Aufführung unter der Regie von Hans Press ist bis ins Kleinste liebevoll durchgefeilt. Sehr hübsch Walter Giskers Bühnenbild. Hier wird stark mit Lichtwirkungen gearbeitet. Jeder Typ steht. Grossartig das Aerztekolleg von Paul Warschawski. Georg Feuerherd. Karl Knaack, Emil Binder, Helmut Gaick. Echt. ohne einen falschen Klang. beseelt frei von Sentimentalität Lore Semmt's Jennifer. sehr reizvoll Rudolf Schündler's lungenkranker Maler Dubedat. Dem charmanten Hochstapler mit dem Einschlag ins Geniale. einem Bruder von André Gide's Lafcadio (aus den „Verliessen des Vatikan") legt Shaw das herrliche Credo auf dem Sterbebett in den Mund: „Ich glaube an Michelangelo. Velasquez und Rembrandt, an die Gewalt der Zeichnung, an das Mysterium der Farbe. an die Erlösung von allen Uebeln durch die ewige Schönheit und an die Sendung der Kunst. die diese Hände gesegnet hat." Die Gefahr liegt nahe, diesen Teil der Rolle tenoral zu harfen. etwa in der Art von Moissi und Erwin Kalser. Rudolf Schündler spielt den Louis Dubedat scharft coupiert. charmant. im Grunde knabenhaft. und man wird beim Verlöschen unwillkürlich an das jähe Ende des armen Klabund erinnert. Man sieht Schündler noch in einer schwächeren Aufführung der sehr kitschigen Dornröschen-Bearbeitung von Schettler. Der junge Darsteller ist der geborene Märchenprinz. von einer ephebischen Erscheinung. die auf der deutschen Bühne gegenwärtig nicht eben häufig ihres gleichen hat.

Als Sylvestervorstellung gibt es Die Fledermaus. frisch und lebendig. wie man sie selbst in Festaufführungen zu Wien. München Hamburg. Berlin kaum erlebt hat. Musikalisch und darstellerisch glänzend mit Curt Hampe (Eisenstein). Lotte Hartmann (Rosalinde). Hans Rosenius (Frank). Agnes Bungart (Prinz Orlofsky). Adolf Erlenwein (Alfred). Karl Schmitt-Walter (Dr Falke). Gretl Kraus (Adele). Kurt Seifert (Frosch). Der Dirigentenstab von Otto Urack wird angesichts dieser Partitur zum Sektquirl. Das Orchester sprüht. Der vor dem 2. Akt als Einlage gespielte Walzer An der schönen blauen Donau ist so schaumig-perlend. dass das Haus sich in einen blue room verwandelt. es einem so blue wird. und man von der Prosceniumsloge vor Entzücken ins Orchester springen könnte. Die Stimmung. erhöht durch von der Bühne ins Publikum geschleuderte Konfettischlangen und Luftballons echt. nicht gemacht. Man spielt gut Theater in Dortmund.

Oberschlesien

Ein Fragment.

von Gerhart Baron

(Nachdruck verboten.)

Heimatliche Landschaft, die mein Auge leidenschaftlich liebt:
Grosse Städte ragen, ziegelrot und eisern, donnernd unter Rauch und Russ,
Vater, tief im Untertaggebirge, in den schwarzen Wäldern, lenkt ins Herz der Ende Schuss auf Schuss.
Halden glühn und qualmen, aus den Essen feurig grosse Funkenwolke stiebt.

Förderseile schwirren, Kohle rollt in tausend Zügen, Hütten dröhnen, mächtiger Kyklopenhände Bau.
Alle meine Brüder schwingen Hämmer, greifen Hebel an Maschinen, Nachtschicht, Tagschicht, nimmermüd.
Opfervolle Mütter singen in den engen dumpfen Stuben, in den grauen Höfen, schwermutbanges altes Wiegenlied.
Strassenbahnen klingeln, wüst und dunkel Mietkasernen starren: ist der Himmel wirklich blau?

Aber unberührte Wälder rauschen, rufen ewig jung ihr grünes Zauberwort.
Erde, heilige Urvätererde, blitzend gehn die Pflüge, gehn die Bauern, blut- und erdgebunden, stumm geneigt.
Hinter sanften Hügeln, tief in Weizen sommern, träumen Dörfer ihren Lindenfrieden tausend Jahre fort.

Berlin 1929

Revolte im Erziehungshaus und Verbrecher.

Peter Martin Lampel's überaus wichtige Aktensammlung Jungen in Not ist erst kürzlich an dieser Stelle besprochen worden. Der Autor hat nun selbst eine Bühnenbearbeitung hergestellt unter dem Titel Revolte im Erziehungshaus. Er nennt sie ein Schauspiel der Gegenwart in 3 Akten. Lampel zeigt sich darin weder als Dichter, noch als Dramatiker. Aber die Anklage von der Bühne herab wird noch zwingender, aufrüttelnder. Die Wirklichkeit selbst ist hier die Tragödie, die Raportage hat ins Lebendige getroffen. Auch wenn man im Schlagwort von der Neuen Sachlichkeit lediglich kläglichstes Fiasko zu erblicken vermag, sträubt man sich für eine Weile angesichts dieser himmelschreienden Zustände, die hier auf das wirkungsvollste gebannt sind, mit ästhetischen Masstäben zu kommen. Es hämmern sich einem die Worte Brechts aus der Dreigroschen-Oper ein:

„Ja, da kann man sich doch nicht hinlegen,
ach, da kann man doch nicht kalt und herzlos sein,
ja, da könnte doch viel geschehen,
ja, da gibt's überhaupt kein Nein".

Die Aufführung im Komödienhaus durch eine Gruppe junger Schauspieler ist hervorragend. Werner Pledath gibt den Direktor der Fürsorgeanstalt, als national-liberalen Vogel Strauss. Ludwig Roth den schmierigen Hausvater. Renée Stobrawa dessen Tochter Viktoria als schnieket Mächen; sehr wahr Rudolf Platte den schwächlichen Hospitanten mit den guten Absichten und der Lebensuntüchtigkeit. Unter den Fürsorgezöglingen fällt der brennend intensive, von innen durchblutete Fritz Genschow auf und als überraschend echte Begabung Peter Wolff, der Darsteller des Erwin, der kaum über 14 sein dürfte.

Reportage. die auf dem rechten Wege scheint und bereits der dichterischen Gestaltung des neuen Dramas nahekommt, ist Der Verbrecher von Ferdinand Bruckner. (Deutsches Theater). Während Bruckners Erstlingswerk Krankheit der Jugend noch stark Wedekind'sche Züge aufwies, ist hier wirklich etwas Neues. Gekonntes. Ganzes da. Die elende Brüchigkeit menschlicher Justiz kann nicht wirksamer, zeitnäher gebannt werden. Abtreibung. Kindesunterschiebung und Kindesmord, Eifersuchtstotschlag. Diebstahl, Erpressung. Falscheid, gleichgeschlechtliche Liebe kommen auf die Bühne. Wir sehen, wie das Gesetz immer den Falschen trifft. Die Totschlägerin geht frei aus. zum Tode verurteilt wird ein Schuldloser, im höheren Sinne allerdings Schuldiger, der auf Grund von Indizien des Mordes in Verbindung mit Raub scheinbar überführt wird. Getroffen werden die Armen, die in Schwachheit strauchelten, das raffinierte Gauner- und Hochstaplertum, die Routiniers entgehen der Strafe des Gesetzes. Nichts von Sensation haftet diesem Stoff an. Man muss in seinen Instinkten vollkommen verderbt sein, um hier Unsittlichkeit zu wittern. Das menschliche Herz schreit auf. ohne bösartige, tendenziöse Verhetzung. Es ist ein Ringen um Gerechtigkeit, Menschlichkeit. Bruckner's Technik erscheint im „Verbrecher" grossartig einfach. Kurz—Dramen ineinander verschränkt, „Schicksale gebündet". in Heinz Hilpert's famoser Regie durch eine Guckkastendrehbühne wiedergegeben.

Die stärkste menschliche Wirkung geht von Lucie Höflich's Köchin Ernestine Puschek aus. Das ist bei aller Vitalität ganz leidende Kreatur, dabei eine Erscheinung voller Saft und Erdnähe, wie aus einem der früheren Dramen Gerhart Hauptmann's. nur schärfer. knapper. Ueberraschend gewandelt. bis ins Letzte echt Hans Albers' Kellner Tunichtgut: von sprödem Glanz der Sprache. ganz rein und klar. beseelt Mathias Wieman's Frank, an Friedrich Kayssler, den menschlich grössten Darsteller der deutschen Bühne. gemahnend. Verblüffend echt sein extremer Gegenpol Gustav Gründgens (Ottfried), herrlich verschlampt Maria Fein's Wirtin Kudelka. Das ganze Ensemble. vor allem Jacob Tiedtke's Vorsitzender. Leonhard Steckel's Verteidiger. Ernst Gronau. einer der 3 anderen Verteidiger, Erika Unruh's Dienstmädchen Koch. Phoebe Monnard's Lieselotte. Werner Schott's Ben Sim. unübertrefflich, nahezu vergleichslos; ein wenig antiquiert Erwin Faber's Student Kummerer. Ganz provinziell Walter Gynt's Fischau. (Nebenbei bemerkt hat Robert Neumann Ferdinand Bruckner's Verbrecher bebereits entzückend parodiert. So etwas spricht niemals gegen ein Stück).

Lehàr. Charell, Massary.

Klang. Farbe. Rhythmus.

Immer wechselnde Eindrücke. Neujahr: Aufs Metropol zur Lustigen Witwe. die jetzt Fritzi Massary heisst. (Ich fürchte. Pallenberg. der für einen Abend als Rossilon einsprang, könnte protestieren und auf Feststellung klagen, sie sei die ideale Gattin!). Die lustige Witwe feiert nun in Kürze ihr silbernes Witwen-Jubiläum. Vor nahezu einem Viertel Jahrhundert wurde sie in Wien aus der Taufe gehoben und hat sich die Welt erobert. wie einst die Fledermaus. Aber sie bedurfte keiner Paraffinkur. die moussierende Musik Franz Lehàr's ist jung und frisch, wie am ersten Tage, und sie scheint unsterblich bleiben zu wollen. Was ist das auch für ein ausgezeichnetes Buch. von Viktor Léon und Leo Stein. „oft kopiert. nie erreicht"! Für Berlin und die Massary glaubte man die Lustige Witwe revueartig aufziehen zu müssen. Lehár, der sich um die Bearbeitung nicht gekümmert hat. machte gute Miene zum bösen Spiel. und man braucht nicht zu sagen, dass die Lustige Witwe in jeder Gestalt siegen wird.

Man hat die Handlung in 6 Bilder aufgeteilt und nach Südamerika verlegt. Aus Pontevedro ist Honduras geworden. Man spielt nicht reine Gegenwart sondern 90-iger Jahre. Pariser Weltausstellung usw. Die Musik ist die alte geblieben, von Jerzy Fitelberg gelegentlich mit einigen Jazztupfen versehen. Sie entzückt selbst blasierteste Berliner Ohren anno 29. als wenn sie eben entstanden wäre. Man hat indes die einzelnen Nummern der Partitur mit ziemlicher Willkür umgestellt und vollkommen anders textiert. Die organische Einheit ist dadurch zerstört. und es mutet einen zuweilen an. wie ein von leichter Hand gebundener Blumenstrauss. den man auseinandergerissen und neu gedrahtet hat. Weiterhin fanden noch eine Reihe anderer Kompositionen Lehàr's aus älteren Operetten Verwendung. Aber man nimmt dies alle dennoch hin angesichts der zauberhaften Inszenierung E. Charell's. Charell ist gegenwärtig der musikalischste Regisseur der deutschen Bühne. und er macht das Auge farbentrunken. Man ist berauscht von der verwirrenden Fülle farbiger Netzhautreize. die immer von äusserster Delikatesse. nie überladener Revueprunk sind. Charell arbeitet ausserdem nur mit schönen Menschen. Die frische Garnitur der Beauty-Girls und Jackson-Comedian-Boys

bildet ein einziges Entzücken. Und wie Charell, unterstützt durch den Maler Ernst Stern und den Tanzregisseur J. W. Jackson-London, eine einzige Nummer aufzieht, wie er etwa ein Chanson oder Duett in einer Girl- und Boy-Apotheose gipfeln lässt, wie in solch einer Szene etwa nach dem „dummen, dummen Reitersmann" die Girls in schwarzseidenen Reitkostümen erscheinen, die, seitlich geschlitzt, nur einen makellosen, strahlendweissen Oberschenkel freilassen, das ist ästhetisch vollkommen. Ernst Hauke leitet den reichen Klangkörper und die gesamte Aufführung musikalisch. Er ist der beste Lehár-Dirigent — nach dem Meister. Von den Solisten könnte man den eingestellten Negerbariton Frisco allenfalls entbehren. Sehr reizend Uschi Elleot's Valencienne, unaufdringlich Walter Jankuhn's Tenor (Danilos). Die Darstellung dürfte etwas herber ausfallen, zumal auch Max Hansen's Rossillon nicht eben gar zu männlich wirkt, ohne es allerdings an Charme fehlen zu lassen. Es ist überaus amüsant, wie er etwa Tauber in dem puccinesken, einst ernst gemeinten „kleinen Pavillon" parodiert. Grossartig der trockene Witz Willi Schaeffers' (Negro). Die übrigen Rollen mit Hans Junkermann, Gustav Heppner usw. ausgezeichnet besetzt.

Ich sagte schon, dass die Lustige Witwe **Fritzi Massary** heisst. Marquise (von Pompadour), Prinzessin (Olala), Studenten (-Gräfin), Czardas (-fürstin), Grossherzogin (von Gerolstein) Königin (von Oscar Straus), Kaiserin (in jedem Fall), Frau von Format, ach, was weiss ich, die herrlichste Frau, die auf der deutschen Bühne steht, das Charmanteste, Capriziöseste, Espritvollste, Einzigartige, Einmalige. Sie ist die letzte Diva, in Wahrheit eine Göttin. Die Frau, nach der man sich sehnt. Und sie wird immer jünger, immer grösser, immer menschlicher. Soll man wirklich noch von den Kompositionen reden, die Klara Schultz um diesen vollendeten Körper gehüllt hat? Kann man hier analysieren, wo das Herz unruhig pocht, noch wenn man darüber schreiben soll? Jeder Nerv vibriert angesichts dieser Frau. Wie bringt sie den Weibermarsch, wie erregend das neu textierte Chanson: Ja mein Freund aus Singapur! Wie berückend charmant, im Verein mit Max Hansen, das parodistische Duett auf Schlager von Lehár und andere Komponisten, bis zu der handgeküssten Madame und Wenn die beste Freundin mit der besten Freundin... sowie allem, was so in der Luft liegt, in dessen Verlauf etwa Max Hansen überwältigend komisch, hinschmelzend Warum hast du mich wachgeküsst? (Friederike) singt, um von der Massary durch: Oh Bubi, mein Bubi, du musst jetzt gehn, abgelöst zu werden. Aber den Gipfel bedeutet die schöpferische Neugestaltung des Chansons: Ich bin eine anständige Frau durch die Massary. Wie sie das bringt, sich darüber in Nuancen zu verlieren, wäre törichtes Unterfangen. „Ich bin dein Untertan, dein Treuer".

O Theater!

Tagebuch des Dramaturgen nennt Arthur Kahane sein Theatererinnerungsbuch (Bruno Cassirer Verlag, Berlin). Im ersten Teil gibt er aus seinen Erfahrungsschätzen einige humorglänzende Charakteristiken von Schauspielertypen und theatralischen Zuständen, im zweiten scharf profilierte, liebevoll festgehaltene Begegnungen mit der Duse, Hermann Bang, Max Reinhardt, Hugo von Hofmannsthal, Wedekind, Carl Sternheim, Maximilian Harden, Arnold Schönberg, Rudolf Schildkraut und anderen künstlerischen Erscheinungen. Eine ganze Epoche ersteht vor uns, das unwägbare Fluidum der Schumannstrasse, des Deutschen Theaters, in dem Arthur Kahane als vorbildhafter, einzigartiger, der Welt des Theaters hingegebener Diener am Werk seit 1/4 Jahrhundert wirkt. Dieses Werk hat nichts von Kulissenklatsch. Es ist ein Dokument, zu dem man immer wieder liebevoll zurückkehren wird.

Anlässlich des 50. Geburtstages von Leopold Jessner, dem Intendanten des Berliner Staattheaters gab Felix Ziege (im Eigenbrödler Verlag, Berlin), einen schmalen Sammelband heraus, der nach einer klugen Analyse des Herausgebers Widmungen markanter Zeitgenossen, wie Theodor Wolff's, Alfred Kerr's Bernhard Diebold's, Fritz Kortner's usw., sowie Bildwiedergaben von Jessner-Inszenierungen enthält. In der gleichen Reihe, unter dem Oberbegriff Die Kunst der Bühne (und im gleichen Verlag), erschien ein ganz ähnlich angelegtes Widmungsbuch für Fritz Kortner, herausgegeben von Heinz Ludwig. Neben den vorzüglichen Beiträgen von Alfred Kerr, Leopold Jessner, Georg Bernhard, Frank Harris, Rafael Schermann, Albert Einstein usw., ist der Band bemerkenswert vor allem durch die grosse Zahl glänzender Reproduktionen von Kortner's Bühnen- und Filmgestalten.

Im Anschluss an die Europa-Gastspiele russischer Theater, die bisher nicht nach Russland zurückkehrten, sondern in Palästina endeten bezw. auf dem Wege nach Amerika sind, erschienen 2 vorzügliche Publikationen. Bernhard Diebold veröffentlichte (im Verlag Heinrich Keller (Dr. Victor Fleischer), Berlin-Wilmersdorf), eine glänzende Analyse des Hebräischen Theaters Habima, der 32 ganzseitige Lichtbilder beigefügt und der Verlag Die Schmiede, Berlin gab ein ähnliches Bildwerk des Moskauer Jüdischen akademischen Kammer-Theaters heraus, dem 3 Essays von Ernst Toller, Joseph Roth und Alfons Goldschmidt vorangestellt sind. Diese beiden Publikationen bilden eine prachtvolle Ergänzung zu dem hier bereits zitierten, einzigartigen Werk über Das Russische Theater von Gregor und Fülöp-Miller (Amalthea Verlag, Wien). Erneut sei bei dieser Gelegenheit an Tairow's Entfesseltes Theater (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam) hingewiesen. Nun fehlt nur noch eine Einzeldarstellung des Theaters Sewolod Meyerhold's. Keine Bange, die soll nächstens auch noch geschrieben werden. Von wem, bleibt Redaktionsgeheimnis!

Ein buntes Bilderbuch ist Charlie Chaplin im Zirkus von Adolf Uzarski, (erschienen im Josef Scholz Verlag, Meinz). Das Wesen Chaplins ist darin zwar nicht restlos erfasst, aber das kleine Buch ist dennoch recht nett, vor allem durch den überaus originellen Einband und kantigen Schnitt.

Gelegentlich der Dresdner Opernfestspiele 1928 erschien unter dem gleichen Titel ein führerartiges, reich illustriertes Gedenkbuch, herausgegeben von Dr. Otto Erhardt, (Verlag H. Molitor u. Co., Dresden).

Die kleine Form

Go. Wieder einmal erscheinen fast zu gleicher Zeit einige Meisterwerke des Journalismus. Immer wieder hört man, vor allem in Deutschland, das Wort Journalismus und Feuilletonismus in abschätziger Förbung aussprechen. Eine vollkommen verrannte und verkrampfte Haltung will in den negativen Zügen, die dieser Gattung, wie jeder anderen, eigen sind, gerade das Charakteristische erblicken, um deren Positives für andere Schaffenszweige zu beanspruchen. Bernard Shaw, Rudyard Kipling, H. G. Wells nennen sich mit Stolz Journalisten und ein deutscher Dichter, dessen Namen gegenwärtig in der ganzen Welt mit grösstem Respekt genannt wird, bekannte kürzlich mir gegenüber, „ein Schriftsteller' habe heute nur dann Berechtigung und Geltungsmöglichkeit, wenn er auch journalistisch zu schreiben verstände."

Vier deutsche Journalisten, die durch ihr Werk diesem Namen Glanz verleihen, erscheinen mit neuen Sammelbänden. Da ist zunächst der uns allen viel zu früh entrissene, unvergessliche Victor Auburtin mit der Nachlassammlung Einer bläst die Hirtenflöte (Albert Langen Verlag, München). Diese knappen Stücke von aphoristischer Kürze, lassen einen gar zu deutlich die eigene Unzulänglichkeit fühlen, davon zu künden. Jedes einzelne gleicht einem Diamant, blitzend von scharfem Schliff, Weisheit und menschlicher Güte. Ein Vorfahr Victor Auburtins war Leibkoch am französischen Hof. Erlesensten Petits fours und Hors d'oeuvres gleichen Victor Auburtin's Satzgefüge zuweilen. Aber luftig und duftig, wie sie sind, spüren wir stets die ihnen immamente menschliche Substanz.

Zu wünschen bleibt, dass von dem fast gleichzeitig uns genommenen, unersätzlichen Sling bald einige Sammelbände erscheinen.

Nach den 4 Bänden gesammter Theaterkritiken unter dem Titel: Ja und Nein, Schriften des Kritikers, ist nun auch der 4. Band von Alfred Polgar's feuilletonischen Glossen erschienen. An den Rand geschrieben, Orchester von oben. Ich bin Zeuge, so heissen die ersten 3 Bände, Schwarz auf Weiss der 4. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin). Auch Alfred Polgar ist ein Grossmeister der kleinen Form. Immer wieder soll hier von ihm die Rede sein. Beglückt hält man den Sammelband in Händen, und wünschte heute nur, Alfred Polgar dankbar die Hand drücken zu können für all die Herrlichkeiten, die wir nun schwarz auf weiss besitzen.

Kurt Tucholsky, der Mann mit den 5 PC, beschenkt uns gleichfalls reich durch einen starken neuen Sammelband: Das Lächeln der Mona Lisa (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin). Er hat sich ein sehr lustiges Inhaltsverzeichnis ausgedacht, das folgendermassen lautet: M wie: Mitropa, Schlafwagen, O wie: Ozean der Schmerzen, N wie: Nabelschau, A wie: An preussischen Kaminen, L wie: Literatur, Theater und etwas Musik, I wie: Iphofen, Paris und die umliegenden kleinen Dörfer, S wie: Sauersüss, A wie Alala — wer tommt denn da — ? Da habt ihr bereits den ganzen Tucholsky. Habt ihr ihn damit wirklich? Unschätzbar vor allem die den Schluss bildende politische Chansonsammlung. Das macht ihm trotz Bert Brecht's prachtvollen Songs keiner nach. Man möchte ein Wort Kurt Hiller's über Karl Kraus auf Kurt Tucholsky anwenden: Ein Glück, dass es den gibt!

„Die Allgier trieb nach Algier" ... Wen wohl? Nun, selbstverständlich Alfred Kerr. In einem entzückend ausgestatteten Bändchen legt der S. Fischer Verlag, Berlin, (unfreiwillige Reklamekomik: „In der Ausstattung wie — Thomas Mann's Unordnung und frühes Leid") die Reisefeuilletons gesammelt vor, die Alfred Kerr über seinen Ausflug nach Afrika im Berliner Tageblatt veröffentlichte. Kein Bericht aus der Wirklichkeit, kein sachlicher Reporter. Gott sei Dank! Alfred Kerr hat den Mut zu sich selbst. Wer 60 Jahre jung geblieben ist, braucht nicht jede Saison auf neu gewendet zu paradieren. Wer die Welt im Drama stets untrüglichen Blicks für alles Echte lange vorausgeschaut hat sieht die alte und neue Welt in ewig jungem Licht. Man kann überaus klaren Sinnes und wachen Hirns sein, ohne in Sachlichkeit zu verdummen, und wenn wir mit Kerr nach Algier enteilen, ist Afrika in Sicht, Afrika im Licht.

Arnold Zweig: Herkunft und Zukunft.
Zwei Essays vom Schicksal eines Volkes.
(Phaidon Verlag, Wien).

Auch diese Veröffentlichung Arnold Zweig's bedeutet kein neues Werk. Der Autor vereinigt darin seine bisher in 2 von Hermann Struck illustrierten Einzelpublikationen erschienenen, grossen Essays Das ostjüdische Antlitz und Das neue Kanaan. Die schönen Zeichnungen von Herman Struck sind in Fortfall gekommen. Das neue Buch enthält neben guten Lichtbildnissen Reproduktionen nach Max Liebermann, Chagall, Kosloff, Reisz und Budko. Von beiden Essays war in einem grossen Aufsatz über Arnold Zweig an

Ein vergessenes Buch

Wie sehr das Schicksal von Menschen, Gedanken und Büchern ihren geistigen Inhalt zu bestätigen vermag, hat noch kein Beispiel so deutlich erwiesen, wie das eines Buches von Julian Hirsch: Die Genesis des Ruhmes. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte. (Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig). Es war sein Schicksal, 1914 zu erscheinen, von dem ungeistigsten aller Ereignisse verschlungen zu werden und für das Bewusstsein der Ueberlebenden nie gewesen zu sein. Dieses problematische Verhältnis zwischen Werten und Erfolgen bildet auch den Inhalt des Buches. Alle, die in dem althergebrachten, besonders für den Schulgebrauch so bequemen historischen Optimismus erzogen sind, hätten aufhorchen müssen. Wenn in dem oder in jenem Sinne immer wieder versichert wurde, alle Vorgänge in der Geschichte der Menschheit seien sinnvoll und geschähen in einer zwar nicht immer erkennbaren, aber stets vorhandenen Folgerichtigkeit, so wird in dieser klar aufgebauten, ideal unpersönlichen, in ihrer alten Sachlichkeit vorbildlichen Arbeit am Beispiel des Ruhmes das Gegenteil erwiesen. Nach einer historischen Auseinandersetzung mit der individualistischen und der kollektivistischen Geschichtsauffassung geht der Verfasser vom Begriff der Eminenz aus, den er überall dort anwendet, wo wir im ontologischen Sinne den Wertbegriff erwarten würden. Seine Auffassung ist radikal phänomenologisch: Gegenstand seiner Untersuchung ist nicht das eminente Individuum selbst, sondern dessen Erscheinungsform im Kantischen Sinne; nicht der geniale Mensch und das charakterologische Problem seines Wesens, sondern seine Wirkung auf die Menschen, das Verhältnis der Mitlebenden und Nachlebenden zu ihm, sein Ruhm, der mit dem Genie tatsächlich gleichgesetzt wird. Die Untersuchung beschränkt sich streng auf die Analyse der Rühmenden und der Bedingungen, unter denen Ruhm entsteht und wächst, ohne in demjenigen, auf den er sich bezieht, in dem Berühmten, mehr als einen der vielen, in reinlicher Ordnung vorgeführten Faktoren der Ruhmbildung zu erblikken. Aber nur die Darste[illegible]ung d[illegible]r Faktoren ist geordnet und sinnvoll, sie selbst sind, wie [illegible]s vielen, besonders der Literaturgeschichte entnommenen Beispielen hervorgeht, chaotisch, nur teilweise als Gesetz[illegible] folgend erkennbar, von den Tiefen und Untiefen der Massenpsychologie abhängig, unberechenbar und irrational. An einzelnen Punkten lässt die extrem phänomenologische Methode des Buches eine Klarlegung ihrer ontologischen Voraussetzungen wünschenswert erscheinen. Wenn etwa „verkanntes Genie" ein Widerspruch in sich selbst ist, da Genialität aus ihrer Anerkennung bestehe, so sind dem die Ausführungen über die „nichteminente Berühmtheit" entgegenzuhalten, deren Unterscheidung von der eminenten Berühmtheit die Annahme eines auch ohne ihre Anerkennung an sich existenten Substrates der Eminenz notwendig macht.

Hier, an der Grenze des einen beginnt das Gebiet des andern Buches, zu dessen Verdiensten es gehört, auf die in Vergessenheit geratene Arbeit von Julian Hirsch hingewiesen zu haben, Wilhelm Lange-Eichbaum: Genie-Irrsinn und Ruhm (Verlag von Ernst Reinhardt, München 1928). Eine Würdigung dieser grossen Arbeit soll demnächst folgen.

Dr. Otto Schneid.

Georg Kaiser

(gelegentlich einer Aufführung von Oktobertag).

Ein junges Mädchen einer französischen Provinzstadt begegnet eines Tages im Oktober, vor einem Juwelierladen, einem jungen Leutnant, den sie nicht kennt. Beide betrachten unabhängig von einander dieselben Ringe. Am Nachmitttag knieen beide nebeneinander in der Kirche vor dem Priester, der ihnen und der ganzen Gemeinde den Segen spendet. Bei dieser Gelegenheit liest das Mädchen den Namen des Offiziers im Futter seiner neben ihm liegenden Dienstmütze. Am Abend sitzen beide nebeneinander in einer Loge der Oper. Leutnant Jean — Marc Marrien streift, als er das Theater vorzeitig verlässt, den Arm des Mädchens. In der darauffolgenden Nacht zieht das Mädchen, Catherine Coste, die einer der ersten Familien Frankreichs entstammt, einen Mann, der an ihrer Tür vorübergehen will, in ihr Zimmer und sie empfängt von ihm ein Kind. Catherine, in einem schwärmerischen Uebergangsstadium der Entwicklung, das der Psychiater kennt, und das von Hans Aufricht-Ruda, auf stofflich verwandte Weise in seinem ausgezeichneten Roman Die Verhandlung gegen La Roncière behandelt worden ist, stand unter dem Eindruck, sich vor dem Juwelierladen mit dem Leutnant verlobt zu haben (1. Symbol, die Ringe), in der Kirche vor dem Priester mit Marrien das Sakrament empfangen zu haben (2. Symbol), in der Loge der Oper vor dem festlich gestimmten Hause die Hochzeit gefeiert zu haben (3. Symbol) und nachts ihren vermeintlichen Gatten, Leutnant Marrien, empfangen zu haben. In Wirklichkeit hatte Catherine den Schlechtergesellen Leguerche, der sich zum Hausmädchen von Coste schleichen wollte, in ihr Zimmer gelockt, ohne ihn erkannt zu haben. Das Mysterium klärt sich, nachdem Catherines Kind geboren ist. Leutnant Marrien, den man aus Paris in die Provinzstadt zitierte, in der er im Vorjahr einen Oktobertag dienstlich verbracht hatte, um noch am selben, späten Abend in die Hauptstadt zurückzukehren, weiss nichts von Catherine. Ihre Liebe zu ihm ist indes so stark, dass auch er in Liebe zu Catherine entflammt. Der Schlächtergeselle Leguerche versucht, die Familie Coste zu erpressen, um auf diese Weise Mittel für eine eigene Existenz und Heirat zu erlangen. In der allgemeinen Gefühlsverwirrung ersticht der Leutnant den Schlächtergesellen, um Catherine und sich von diesem Alp zu befreien.

Eine Fülle von Problemen auch in diesem Kaiser, die auf den ersten Blick nicht offen zu Tage treten: Zufälle. Was ist das, gibt es einen Zufall? Hermann Hesse nannte ihn im Demian Wunschkraft, Wilhelm von Scholz, dessen Gesamtwerk von diesem Problem durchzogen ist, hat ihm eine ausgezeichnete Einzeldarstellung gewidmet, deren Untertitel Die Anziehungskraft des Bezüglichen bereits den Sinn der Theorie von Scholz besagt. Oktobertag reiht sich Kaiser's Frauenopfer und seinen Bürgern von Calais an, den Dramen der Selbstentäusserung, in denen das Opfer aus Liebe schöpferisch wird. Aber Oktobertag wäre kein echter Kaiser, wenn nicht zum Schluss das soziale Problem in einem Kaiserschnitt blossgelegt werden würde, die Macht des Geldes. Geld, das all das zudeckt, wovon nicht gesprochen werden soll. „Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm". Krönende Apotheose, die Macht des Gedankens in doppelter Erscheinung. Sieg des wunschkräftigen Willens Catherines: Der Geist besiegt die Materie, Leutnant Marrien den Fleischergesellen Leguerche. Aber hier klafft ein Widerspruch. Der das Gute will, schafft das Böse, denn der Sieg wird errungen durch brutale Gewalt, einen Totschlag. Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig. War dies die Meinung?

Trotz der Fülle der angeschnittenen Probleme und des mystischen Einschlags ist Kaiser's Schauspiel von einer Klarheit und glänzenden Architektonik, die es zu einem seiner besten Stücke, entschieden zu dem besten, deutschen Drama des Jahres 1928 stempelt, was allerdings einen relativen Masstab bedeutet. Diese 3 Akte sind von schärfster Konzentration, zielstrebig, glänzender Diktion, geistig anregend, publikumspannend, bannend. Kein deutscher Dramatiker beherrscht gegenwärtig das Handwerk derart virtuos, wie Georg Kaiser. Vor 4 Jahren war an dieser Stelle folgendes Parallelogramm aufgestellt worden:

Sudermann — d'Albert,
Georg Kaiser — Schreker.

Typ des eminenten Routiniers bei absoluter Gefülskälte. In Kaisers Nebeneinander hiess es: In Geschäften eiskalt. Man kann das Wort Kaiser's auf ihn selbst variieren: In Gefühlen eiskalt. Georg Kaiser ist der Sudermann unserer Tage. Vor 30—40 Jahren meinte man in Sudermann's Dramen brennende Zeitprobleme zu sehen, wenn wir dies auch heute kaum noch zu fassen vermögen. Beide meistern das Handwerk glänzend. Die Produktivität Kaiser's ist ebenso gross, wie es die Sudermann's war. Wahres Ethos, Welthaltigkeit, seelische Durchdringung fehlen beiden. Niemals stehen bei Sudermann und Kaiser Menschen auf der Bühne, ebenso wenig, wie die Musik von d'Albert und Schreker jemals mehr als ein Spielwerk war. Resumé: Gebet dem Kaiser, was des Sudermann's war. Mit einer einzigen Ausnahme: In dem leuchtend, platonisch klaren, platonisch beseelten Geretteten Alkibiades ist Kaiser zum Dichter geworden. Dieses von seinen vielen Dutzenden Dramen allein wird bleiben.

Die Wiedergabe bedeutete die beste Schauspielaufführung, die man unter der Intendanz Illing bisher erlebte. (Nicht nur unter der Generalintendanz, denn die Intendanz umfasst einen noch weiteren Spielraum). C. W. Burg's Regie war dem Werk vollkommen adäquat. Sie liess das Drama aus dem Wort wachsen und schuf gleichsam ein sachliches Mysterium, durch das leuchtend blaue, 3 Akte gleichbleibende Szenarium Hermann Haindl's äusserlich umrissen. (Oktobertag als l'heure bleu — sozusagen). Adelig im Sinne eines modernen Mysteriums gestaltete Anne Marion ihre Catherine. Ihre Erscheinung bot rein ästhetisch einen vollkommenen Eindruck. Das beseelt strahlende Auge, die ausdrucksvollen Hände, der Fluss der Linie, die Intensität des Gefühls rundeten sich zu harmonischer Gesamtwirkung. Ausgezeichnet deckte sich die Figur des Leutnant Marrien mit dem Darsteller Joachim Ernst. Das Gradlinige, menschlich Klare erschien hier überzeugend. Herbert Schiedel gab in dem Schlächtergesellen Leguerche einen echten Wedekindmenschen, saftstrotzend; und auf das Vornehmste zeichneten Carl Friedrich Lassen Monsieur Coste und Margarete Barowska die Hausdame Jattefaux.

dieser Stelle bereits die Rede. Immer wieder bleibt zu betonen, dass Zweig's wahrhaft dichterische Essays nicht nur den wesentlichsten Teil seines Gesamtwerkes darstellen, sondern darüber hinaus zu den herrlichsten, welthaltigsten Essays in deutscher Sprache zählen. Mit grösster innerer Beteiligung wird man wieder dieses Bekenntnisbuch lesen, das das dichterische Gegenstück zu Zweig's erkenntnishaftem Caliban darstellt. Arnold Zweig fügt seinem Werk ein Nachwort an, aus dem wir einen Satz zum Schluss anführen, der uns nicht nur für Arnold Zweig's Stellung in der Gegenwart zu gelten scheint: „Und da die Grundlage meiner Ueberzeugungen sich nicht gewandelt hat, da meine Liebe und meine Sorge, mein Aufbauwillen und meine scharfe Kritik den Juden ebenso zugewandt ist wie früher, nur nicht mehr mit der Ausschliesslichkeit, die ich mir früher auferlegen zu sollen glaubte, streichle ich gern mit dem Auge das schmale Format und den Satz dieses Buches, und alles, was darin enthalten ist."

Franz Blei: Himmlische und irdische Liebe in Frauenschicksalen.

(Ernst Rowohlt Verlag, Berlin).

Was soll man über den schmalen Band des alternden Franz Blei schreiben, der sich Himmlische und irdische Liebe in Frauenschicksalen betitelt? Mir erscheint der Verfasser, — gleich zum Aufang sei es gesagt, er ist kein Dichter — viel zu alt, und trotzdem leider nicht objektiv genug. Wäre er aber objektiv, wie viel langweiliger wären alle diese vielen Frauenschicksale, die mit Blei'erner vulgärer Erotik verpfeffert sind. Gleich zum Anfang der Brief der schönen Helena an Menelaus ist schon so vergriffen im Stil. Freilich weiss ich, dass der Verfasser sich einbildet zu beweisen, schon damals wären die Frauen genau wie heute gewesen usw. usw.; er vergisst, dass Stil und Klang seiner Sätze und Worte aus Benzingeruch und Raketengetöse geboren sind. Beides aber gab es im Jahre 1190 v. Chr. noch nicht. Um weiter ganz offenherzig zu bleiben — bei Messalina reizte mich schon die Ueberschrift. Immer schon wollte ich wissen, genau wissen, wie es eigentlich um Messalina stand. Aber siehe! Auch hier mit einem Holterdipolter und Gekrach, mit einer Charme- und Schamlosigkeit Abenteuer einfach hintereinander aufgezählt, gebucht, festgelegt. So ohne Humor, so ohne Sinn, so ohne Muss, so verbraucht. So alt. Er ist so alt, der Franz Blei. Selbst wenn er die heilige Katherina von Siena versucht, wachzurufen für uns, was für ein leeres Gebilde, was für eine kümmerliche Geste. Nichts von der grossen kindlichen Sieneserin ist hier zu spüren, nur viele viele Jahreszahlen und eitle lange Sätze.

Vielleicht gelingt ihm durch wahrhaft geschichtliche Kenntnis das Portrait der alten chinesischen Kaiserin Tsu-Hi am besten. Ich glaube aber, das einfache Nacherzählte, die zusammengetragenen Tatsachen allein (alles kommt ja aus China und muss ja gefallen) genügen, um sich am Schluss ein wenig zu freuen.

G. Willner.

Sonntag und Montag

Der Titel von Hans Sochaczewers Roman Sonntag und Montag (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam) ist recht gut gewählt:

Montag, Beginn der Arbeit, frühes Aufstehn in Kälte und Dunkelheit und trostlose Stunden an der Maschine, dann die Angst, man könnte entlassen werden wie so viele andere... Das ganze Grauen der Inflationsjahre, gesehen aus der Perspektive von Arbeitern in der Grenadierstrasse, steigt auf, der Mangel an Lebensmitteln, an Kohlen, und daneben der reich gewordene Kamerad, der sich in seiner neuen Umgebung noch nicht heimisch fühlt und doch die Faust schon spürt, die ihn ins alte Elend zurückstossen will. Ohne Wehleidigkeit und ohne Sensationen zeigt Sochaczewer dies Leben, das Denken dieser Menschen und ihre Versuche, sichs erträglicher zu machen, ihre armseligen Beziehungen zueinander. Das ist das Traurige, dass auch der Sonntag nichts bringt: in der Familie Streit und nur hin und wieder ein wenig Freundschaft. Der Verfasser gibt nur das Material und überlässt es dem Leser, mit diesem tief traurigen Stück Wirklichkeit fertig zu werden: gerade durch seine Tendenzlosigkeit berührt er ein noch viel zu wenig entwickeltes Organ unserer Gesamtheit, das soziale Gewissen.

Es dauert eine Weile, bis man aus der Düsterheit dieser Umgebung ins Licht zurückfindet, und zunächst verschwinden alle Nuancen. Wie hell und schön ist es um uns, wie lassen wir uns erwärmen und einlullen durch den Zauber einer Kunst, die uns von den eigentlichen Problemen ablenkt!

Unerträglich ist dann ein Buch wie Querstrassen von Helene Gosewish (Weltbücher Verlag, Berlin) das trotz des Vorwortes von Arthur Holitscher, auch in weniger kritischen Stunden den Ansprüchen an einen Unterhaltungsroman in keiner Weise standhält.

Höher zu bewerten ist, im selben Verlag, Das Rätselhafte Ich, von Otto Leibecke, ein Spiegel zur Selbsterkenntnis, in Aphorismen geschriebene Kapitel. Der Verfasser geht mit grossem Ernst zu Werke und verfügt über mancherlei Kenntnisse und Erfahrung.

Aphorismen geistreicher Art mit soviel Wahrheit, wie sie sich in den geschliffenen Kristallen eines empfindsamen Causeurs eben spiegeln kann, enthält auch Claude Anets Bändchen Männer, Frauen und... (E. P. Tal & Co., Wien). Es ist der Extrakt seiner Romane, in denen jenes altmodische Gefühl, Liebe genannt, immer noch eine so grosse Rolle spielt. Auch hier verleugnet sich seine Auffassung nicht, gemildert allerdings durch leise Ironie und Frivolität. Als kleines Geschenk für galante Zwecke sehr zu empfehlen!

Ein anderes bezauberndes Büchlein dieser Art ist die Schönheitsgalerie Ludwigs I. von Bayern, (Franz Hanfstängl Verlag, München) mit einer Einleitung und den Lebensbeschreibungen der Dargestellten von Dr. Augusta von Oertzen. Sie enthält die Bilder und den Lebenslauf von 38 Frauen, die mit Ludwig I. durch lose und festere Beziehungen verknüpft waren. Die Porträts sind Kunstwerke, die zu betrachten jeder schönheitsfreudige Mensch nicht müde werden kann. Der begleitende Text löst mit feinen psychologischen Bemerkungen manches Rätsel, das schöne Augen und ausdrucksvolle Züge uns stellen. Liebe und wieder Liebe! Geschichtlich überliefert, philosophisch betrachtet und dichterisch gestaltet finden wir sie.

In den 3 Büchern der Liebe, vereint in gefällig bemaltem Pappkarton (Ullstein Verlag, Berlin) stehen 25 der schönsten Liebesgeschichten der Lebenden. Die Ausgabe ist ansprechend und billig, der Inhalt recht verschiedenartig, mit zum Teil recht guten Beiträgen.

Sonntag, festlicher, heiterer, sonniger Tag, wird dem Leser von Georg Schäffners Roman Vom Manne, der sein Porzellan zerschlug, (Verlag A. Francke, Bern). Schon das kupferfarbene Buch mit den Vignetten von F. Garraux stellt sich als gutgekleideter Gast unter den andern ein. Sein Held, der Herr von Fredersleben auf Schloss Perlenpfühl, kennt erst recht nicht die Not des Lebens, er sammelt kostbare Porzellane, liest klassische Werke und bevorzugt in Theorie und Praxis besonders die des Herrn Brillat-Savarin, treulich umsorgt von der Köchin Konstanze und einem ungebärdigen Mohren. Drei Liebeserlebnisse stören seine Ruhe, doch da er sein Porzellan mehr liebt, als die anspruchsvollen Frauenspersonen, verlaufen sie ergebnislos; er spinnt sich in das Dasein eines Sonderlings immer mehr ein, bis auf einer neuen Verwicklung, kurz bevor sich die Schlinge um seinen Hals zuzieht, das wahre Glück erwächst. Um ein junges Mädchen zu erretten, opfert er diesmal sein kostbares Porzellan. Dafür tauscht er jedoch einen lebendigen, ihm ergabenen Menschen ein, der seinen Zusammenhang mit der Welt wiederherstellt. Hinter der spielerischen Heiterkeit und Grazie der Erzählung, die einer Novelle von Gottfriede Keller vergleichbar ist, spüren wir eine sorgsam verhüllte Lebensweisheit von der Zwecklosigkeit des untätigen Individualisten und der Notwendigkeit von Bindungen, selbst auf Kosten der geliebten Neigungen und Gewohnheiten.-

T. G.

Joseph Roth

Zipper und sein Vater. — Die Flucht ohne Ende.

(Kurt Wolff Verlag, München.)

Joseph Roth verwahrt sich ausdrücklich dagegen, Romane zu schreiben: er will Beobachtetes geben, Berichte aus der Wirklichkeit, und mit trockenem Tone erzählt er, ohne die Stimme zu heben, was er sieht. Die Gestalt, der er sich annimmt, wird im Mittelpunkt stark herausgemeisselt, neben ihr verschwinden die andern zu Statisten, und das Ganze umrahmt im Hintergrund die Kulisse unserer Zeit, wie wir sie nicht in den Geschichtsbüchern vorfinden werden und wie sie doch jedem, der mit Bewusstsein lebte, unvergesslich sein muss.

Karl Kraus lässt in den Letzten Tagen der Menschheit, immer wieder einen alten Abonnenten der Neuen Freien Press auftreten, — nun, dieser joviale Herr feiert bei Roth in Zipper und sein Vater fröhliche Auferstehung. Aus der allgemein gehaltenen Skizze wird ein ausführliches Porträt, worin ein Oesterreicher mit dem Sinn für Glanz und Würde, mit guten Anlagen und liberaler Gesinnung und durchaus ungenügendem Verständnis für die Realität des Lebens einerseits und dem Ernst grosser Ideen anderseits, ein im Grund nobler und gutmütiger Mensch, der nur die Fassade sieht und nur für die Fassade lebt, in seinem eigenen Haus Angst und Schrecken verbreitet, ein Mensch, der immer die Ansicht vertritt, in der besten aller Welten zu leben, das gegebene repräsentable Vorstandsmitglied für jeden Verein. Dieser Mensch wäre nichts als eine grosse Belanglosigkeit, wenn in ihm nicht der Typ der Vorkriegsväter getroffen wäre, die sich im Ruhme ihrer lorbeerbekränzten Söhne später sonnen wollten und ihnen nach der Rückkehr mit unversehrtem Selbstgefühl den Platz wegnehmen, und so entwickelt sich Arnold, Zippers Sohn, zu dem, wozu er erzogen wurde, zu einem vorkommenen Genie. Für einen Beamten zu individuell und aufsässig, für ein Genie zu unbegabt und subaltern, für jeden andern Beruf zu unselbständig und unwissend, endet er nach demütigender Ehe mit einer lebensklugen Streberin als Clown. Die innere Ergriffenheit des Autors beeinträchtigt den Wert seines Buches als Kunstwerk im strengen Sinne, doch unter den vielen Deutungen der Psyche unserer und der ihr unmittelbar vorausgegangenen Zeit gelang der „Versuch, an zwei Menschen die Verschiedenheiten und die Aehnlichkeiten zweier Generationen so darzustellen, dass diese Darstellung nicht mehr lediglich als der private Bericht über zwei private Leben gelten kann", in hervorragendem Masse.

Noch stärker jedoch wirkt das vorangegangene Buch Roths Die Flucht ohne Ende, die Geschichte des österreichischen Oberleutnants Franz Tunda. Mit Hilfe eines Polen verlässt er ein russisches Gefangenenlager und beginnt am Rande der sibirischen Wälder als dessen Bruder ein neues Leben; Von dort aus geht es nach Kriegsende zur roten Armee, wo ihn die Liebe zu einer Kommunistin eine Weile festhält. Schliesslich wandert er ruhelos nach dem Westen, von Baku über Wien durch Deutschland nach Paris, ohne Sinn, ohne Ziel, Beziehungen zu Frauen werden geknüpft und wieder gelöst. Zum Schluss ist Tunda ganz isoliert, und mit Schrecken sieht er, wie die Welt über ihn, über seine Generation, über alle Erfahrungen des Krieges hinweg zur Tagesordnung übergeht. Die unpathetische Geschichte von der Bagatellisierung stolzer Ideale im wirklichen Leben verklingt ohne Betonung, wirksam mehr durch das, was zwischen den Zeilen steht. In diesem schlicht und doch spannend geschriebenen Buche erschüttert die Echtheit des Erlebens und Mitteilens.

T. G.

Neue Lyrik

Max Mell: Gedichte.

(F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien.)

Lange für mich ein blosser Name: Max Mell. Nun halte ich ein Gedichtbuch von ihm in der Hand, eine Meisterleistung deutscher Buchkunst, einen prachtvoll schmalen Quartband in grünem Ganzleinen mit Gold mit so liebenswerten üppigen und doch erdhaften Holzschnitten von Snitbert Lobisser auf seinen Blättern, in gutem Frakturdruck auf schönem Papier. Max Mell, abgekehrt dem Hypermodernismus der Grosstadtdichter, ist einer der wenigen, grossen Lyriker süddeutschen Stammes ausserhalb der Reichsgrenzen. Mit Hofmannsthal, Rilke, Werfel und Wildgans gehört er in eine Reihe. Adelig ist seine hohe Kunst, durchweht vom Liedatem des gewaltigen Ahnen Walther von der Vogelweide, goethisch ist seine Sprache gleich der Hans Carossas, des Bayern, immer original und immer streng, immer farbensatt und immer blutvoll. Namentlich in seinen neuesten Gedichten wird sein Ausdruck kirchengotisch, z. B. in „Der Verzauberte", „Weihnachts-Choral", „Ballade vom Sommer". Das Erscheinen dieses wunderbaren Buches ist ein Ereignis.

Johannes R. Becher: Im Schatten der Berge.

(Roderich Fechner Verlag, Berlin).

Der dritte Band der Lyrikreihe bringt die Jugendgedichte Johannes R .Bechers, des grössten, revolutionären Lyrikers der Gegenwart. Jugendgedichte? Nein, vielleicht kann man diese schlichten, aber echten Verse als Erinnerunggedichte, retrospektive Lyrik, bezeichnen. Vaterhaus, die süddeutschen Berge, die grossen donnernden Städte, das Durch- und Nebeneinander der vielen fremden Menschen, der Armen und Reichen, der Arbeiter und der Prasser bilden hier einziges Filmband. Unbeschreiblich schöne Gedichte, Dokumente reiner und hoher Menschlichkeit.

Alfred Wolfenstein: Bewegungen.

(Roderich Fechner Verlag, Berlin).

War es unbedingt notwendig, Alfred Wolfensteins grösstenteils schon bekannte Verse nochmals zu einem Bande zusammen zu fassen? Allen Gedichten ist eine gewisse, sprachliche Stärke nicht abzusprechen, sie überzeugen. Am stärksten sind jedoch die epischen Dichtungen, geballt und von fast biblischer Wucht und Schönheit. So der packende „Leopardenfilm", die anschauliche Szene „Dieb im Sturm".

Eine Aufführung, die sich überall sehen lassen kann, und die man gern in gleicher Qualität oft wiedererlebte.

Friedrich Schiller: Kabale und Liebe.

Nach all den Patrioten, Kronprinzen, Diktatoren, Gneisenaus, Bonapartes, Suarez und Maximilians Zwölftausend, welch ein herrliches Stück: Kabale und Liebe von Friedrich Schiller. Wie revolutionär und jung ist das Werk, wie klirrt diese Sprache, „die Luft glänzt ihr nach", (um ein von Unruh, nicht auf Schiller bezogenes Wort zu zitieren). Wie viel elementarer ist hier die lediglich eine Episode bedeutende Anklage gegen den Landesherrn wegen Menschenschachers, als bei Bruno Frank, um wie viel tragischer der Vater-Sohn-Konflikt, als in Hasenclever's Hausschlüssel-Elegie und bei anderen Vatermördern. Wie gut begreift man, dass das Brio von Kabale und Liebe Verdi zu seiner Oper Luisa Miller entflammte. Man soll diesen Schiller spielen nicht für den Hausgebrauch der Schulausgabeintelligenzen gezähmt, sondern als revolutionäres Zeitstück, allen wahrhaft Jungen zur Freude, allen denen zur Unlust, die verlogen die gute, alte Zeit preisen. So sah sie aus!

Die Aufführung des Oberschlesischen Landestheaters brachte keine ideale Wiedergabe. Sie war zu sehr auf altes, unechtes Theaterpathos gestellt. Man könnte Kabale und Liebe vollkommen als Zeitstück spielen, muss es indes nicht. Es wäre denkbar als junge, deutsche, stürmende von innen durchglühte Pathetik. Man könnte es sogar, so paradox dies klingen mag, im Verdi-Stil geben, arios schwingend, mit Kabaletta auf Effetto berechnet. Auf der Bühne standen indes grossenteils Schemen, bestenfalls Figurenten. Im Sinne des angedeuteten Verdi-Stils bot Fritz Leyden's Wurm Vorzügliches. Früher nannte man solch eine Leistung wohl ein Kabinettstück. Karl Friedrich Lassen's Präsident litt diesmal zu sehr an Bonhomie. Er erinnerte fast ein wenig an den Jourdain von Mollière, dessen Bürger als Edelmann. Ausgezeichnet, hier durchaus deckend, effeminiert Hans Malau's Hofmarschall von Kalb, Otto Lange, in Anbetracht seiner Komikerstellung, als Miller erstaunlich beherrscht, ingleichen Lotte Fuhst als Frau Miller. In Starrheit war leider Joachim Ernst's Ferdinand diesmal wieder zurückgefallen, die er schon so glücklich überwunden zu haben schien. Die lodernden, wenngleich zuweilen verhaltenen Flammen solch eines Schiller-Jünglings vermisste man, abgesehen von der glücklich geraten Milford-Szene. Irmgard Kambach's Luise war allerdings nicht dazu angetan, einen Jüngling vom Schlage Ferdinands zu begeistern. Von ihrer Limonade hatte man den ganzen Abend über einen blassen Nach-wie Vorgeschmack. Anne Marion schien sich in der wenig dankbaren Aufgabe der Lady Milford auch nicht sonderlich wohl zu fühlen. Sie hatte dennoch zündende Momente. Prachtvoll ungezwungen, höfisch poliert, erschien dagegen die Kammerzofe der Lady Milford, Doris Hansen. Sehr echt der Kammerdiener des Fürsten Heinz Geldern. (Max Reinhardt hat diese menschlich erschütternde Gestalt in einer Neuaufführung des Theaters in der Josefstadt, Wien, vor einigen Jahrer selbst belebt. Es gibt keine Nebenrollen!) Das Tempo der Aufführung war recht straff, ein Verdienst der Spielleitung Fritz Leyden's. Der Umbau zwischen den 8 Bildern geschah fast pausenlos, gleichfalls ein Plus.

Verdi: Die Macht des Schicksals.

Ueber das Werk war erst kürzlich gelegentlich der Wiener Aufführung an dieser Stelle die Rede. Die Wiedergabe durch das Oberschlesische Landestheater, deren ersten Teil ich versäumen musste, brachte beachtliche Leistungen. Vor allem freute man sich der Leonore von Reina Backhaus, die sich wieder im Vollbesitz ihrer vorzüglichen Mittel zeigte und eine einheitliche Leistung schuf. Ebenso brillierte der warmquellende Bariton Ewald Böhmer's in der Partie des Don Carlos. Willi Sperber wusste als Alvaro mit seinen Mitteln geschickt Haus zu halten. Die kleineren Partien waren fast durchweg zureichend besetzt, die Chöre gut studiert. Das Orchester unter Schmidt-Kempter klang durchaus einwandfrei. Persönliche Züge konnte man allerdings in der Interpretation des Dirigenten nicht erblicken. Paul Schlenker sorgte in bewährter Könnerschaft für eine bewegte Szene. Die Bühnenbilder Hermann Haindl's erschienen farbig. Lediglich die Landschaft im letzten Bilde brachte ausgesprochenen Kitsch, wovor der Bühnenmaler in Zukunft sich unbedingt hüten sollte.

Maria Lubia

in Cavalleria und Bajazzo.

Maria Labia, vor etwa 20 Jahren die weltberühmte Tosca der Berliner Komischen Oper unter der Direktion Gregor, war zu einem einmaligen Gastspiel nach Katowice gekommen. Die Stimme weist gelegentlich bereits leichte Schärfen auf, ist aber immer noch von dramatischer Wucht, glänzender Schulung und enormem Umfang. Bei naturalistischer Behandlung des ungewöhnlichen Materials macht einen die Sängerin stellenweise gebannt aufhorchen. Was indes hinreisst, ist die grosse Darstellungskunst Maria Labia's. Die glutäugige, rassige Italienerin, heute noch eine schöne Frau, bewegt sich mit einer Natürlichkeit auf der Opernbühne, verströmt so viel Leidenschaft, erschüttert in ihrem Schmerz, wirkt durch so subtile Mittel, dass der Eindruck einzigartig wird. Gern erlebte man von ihr noch die Tosca oder Carmen. Von den Mitwirkenden bleibt vor allem Tarnawski's Turridu zu nennen, dessen Material, vor allem, die mühelos genommene Höhe, die an italienische Tenöre erinnert, immer wieder ungewöhnlich erscheint. Sehr eindrucksvoll, musikalisch und mimisch, wusste der gleichfalls im Aufsteig begriffene Romanowski den Bajazzo-Prolog, wie den Beppo zu gestalten. Die Besetzung der übrigen Partien ist grossenteils bekannt und hier bereits gewürdigt worden. Soweit diese neu besetzt waren, hinterliessen sie nicht eben überwältigende Eindrücke, verdarben indes auch nichts. Der Chor sang ansprechend und fiel vor allem angenehm durch sinnvoll bewegtes Miterleben auf. Einen glänzenden Tag hatte das Orchester unter Boncza-Tomaczewski. Seit langem hörte man den Streichkörper der Polnischen Oper nicht so schön spielen. Die Geigen sangen warm und seelenvoll. Alles war fein abgetönt. Der junge Dirigent, der ingleichen über Temperament, wie Zucht zu verfügen scheint, kündigte sich demnach als grosse Hoffnung an.

Dorine und der Zufall.

Gilbert's Dorine ist weder Wiener Schablone (Mondschein mit Schlagobers), noch Berlin-New Yorker Typ, sondern neu-französische Richtung, vaudevilleartig, Vorbild etwa Christiné's Phi-Phi oder Ta Bouche von Maurice Yvain, Lehár's Clo-Clo verwandt, von Gilbert in Die Geliebte seiner Hoheit glücklich fortgesetzt (Gilbert'scher Vorläufer Die keusche Susanne). Eine Frauenrolle, Soubrettenpartie, 4 Männer rings herumgewirbelt, vom Diener Franz zu schweigen. Keine verdickten Finali, alles luftig, die Musik voller Non-

Max Herrmann: „Abschied“.
(Roderich Fechner Verlag, Berlin.)

Max Herrmanns neuntes Gedichtbuch liegt vor, fast gewichtlos, aber gewichtig, denn von den 27 Gedichten auf diesen Blättern werden mehrere diese unruhigen Zeiten überdauern. Längst sagt man von Max Herrmann, dass er zu den reinsten Lyrikern deutscher Zunge gehöre, er gehört anstelle eines Ludwig Fulda in die Dichtersektion der Preussischen Akademie. Aber wer denkt daran? Es gibt selten so schöne, kristallreine, im Feuer des ewigen Schmerzes geläuterte Dichtkunstwerke wie „Zwillingsgestirn am Himmelszelt“, „Nacht in den Bergen“, „Abschiedslied“. Dieses Buch reiht sich der liedsüssen „Verbannung“ und dem edlen „Stern des Schmerzes“ würdig an, übertrifft an Ausdruck, Melos und Innigkeit noch die wohl zu umfangreiche „Einsame Stimme“ und ist, streng genommen, das bisher stärkste Buch der ganzen Lyrikreihe des Roderich-Fechner-Verlages, dessen Verdienste hier unbedingt anerkannt werden müssen.

*

Max Herrmann: „Der Todeskandidat“.
(Martin Wasservogel-Verlag, Berlin.)

Max Herrmann-Neisse, der hervorragende Lyriker, der bereits neun Gedichtbände veröffentlichte, legte ein neues Prosabuch vor. Sein Negativismus in der Prosa der im „Cajetan Schaltermann“ und vornehmlich im Novellenband „Die Begegnung“ Triumphe feiert, entspricht ungefähr dem in seiner Lyrik, die ernsthaft mit „Sie und die Stadt“ beginnt, über „Empörung, Andacht, Ewigkeit“ zur „Preisgabe“ führt; erst von der „Verbannung“ an beginnen reinere, edlere, wertvollere Töne. Aber ich soll vom „Todeskandidaten“ reden. Das ist ein merkwürdiges Buch, symbolisch gemeint. Ist das nicht ein schwer, böser Traum? Clemens: das bin ich, das bist du, das sind wir. Handeln wir nicht alle so? Ein Mensch wird von einer unbekannten Krankheit befallen, geht zu einem ihm empfohlenen Arzt, ist das nicht Dr. med. Mors? Er heisst Geier, tut nicht das geringste für den Kranken, die Arztfrau und ihr Kind verhöhnen ihn, der doch immer wieder zur Sprechstunde kommt. Schliesslich wird ihm eine Grube bereitet. Man denkt hier an Kafkas „Prozess“. Das Buch ist beachtenswert, das nächste lässt mehr erhoffen.

Gerhart Baron.

Künstler-Bilderbücher.

Ein Prachtwerk, in höchstem Geschmack hergestellt, bedeutet Das Selbstbildnis, vom 15. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts, von Ernst Benkard, (Verlag Heinrich Keller, Berlin). Der Autor gibt eine kluge kunsthistorische, umfangreiche Auseinandersetzung mit diesem Problem zu 100 glänzenden Tafeln, die an ein älteres Werk, 100 Klassische Männerbildnisse von Keyssner, (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) erinnert. Das Buch ist eine Freude für jeden Bücherfreund.

In der Reihe der Bilderromane Franz Masereel's erschien letzthin als 6. Band Das Werk, eine Folge von 60 Holzschnitten (Kurt Wolff Verlag, München). Masereel's Bilder sind so eindrucksvoll, dass sie weder des an sich sympathischen Vorworts von Hans Reisiger, noch eines Kommentars des Kritikers bedürften. Besonders erfreulich ist die Tat des Verlages, von diesen Bilderromanen billige Volksausgaben herzustellen.

Almanach 1929.
(S. Fischer Verlag, Berlin).

Wiederum hält man den schönen Almanach von S. Fischer erfreut in Händen, der mehr als ein Verlagspropaganda-Unternehmen darstellt: einen Querschnitt durch den deutschen, und darüber hinaus den europäischen Geist der Gegenwart. Was dieser Verlag für die deutsche Kultur seit Jahrzehnten bedeutet, ebenso wie seine 40 Jahre lang erscheinende Zeitschrift Die Neue Rundschau bedarf keines Kommentars.

Kaden Bandrowski Literatur-Preisträger.

Der staatliche Literaturpreis, den die polnische Regierung alljährlich, auf Grund eines Gutachtens von Sachverständigen verleiht, wurde in diesem Jahre dem Dichter Julius Kaden-Bandrowski für zwei Erzählungen „Im Schatten der alten Buche“ und „Leonore“ zuteil.

Der Polnische Penklub

hat einen alljährlich zu verteilenden Preis von 1000 Zl. für die jeweils beste Uebersetzung ins Polnische gestiftet. Das Preisgericht wird aus drei Mitgliedern des Vorstandes des Klubs und zwei weiteren Sachverständigen gebildet.

Tadeusz Zilinski,

Professor an der Universität in Warszawa, hielt in der Hochschule für Politik in Berlin 2 Vorträge über die Grundlagen der europäischen Kultur, die einen ausserordentlichen Eindruck machten.

Das Projekt einer polnischen Akademie der Musikwissenschaft

legt Edward Wrocki in einer Broschüre „Polska Akademja wiedzy muzycznej“ dar.

Bourgeois bleibt Bourgeois

ist der Titel einer neuen Komödie, die Ernst Toller gemeinsam mit Walter Hasenclever schreibt.

Sensationserfolg einer neuen Oper.

Das Breslauer Opernhaus brachte unter musikalischer Leitung von Helmuth Seidelmann und in einer aufsehenerregenden Inszenierung des jungen Regisseurs Dr. Herbert Graf die Oper „Schwanda, der Dudelsackpfeifer“ des Prager Komponisten Jaromir Weinberger zur deutschen Uraufführung.

Das Werk, welches in glücklichster Weise aus den reichen Quellen tschechischer Volksmusik schöpft und überströmende Musizierfreudigkeit mit meisterhaftem Können paart, fand eine enthusiastische Aufnahme. Die Oper wurde sofort, noch am Tage der Uraufführung, von der Staatsoper in München, dem Deutschen Landestheater in Prag und dem Deutschen Theater in Brünn erworben. Weitere Aufführungen in den nächsten Wochen finden in Düsseldorf, Dortmund, Freiburg, Saarbrücken, München-Gladbach, Bratislava, Pilsen, Olmütz und Leibach statt. Es scheint kein Zweifel, dass die neue Oper ein Repertoirestück der deutschen Bühnen werden wird.

Das erste Theaterstück mit dem „Grammophonorchester“.

Die Bühnenmusik zu dem Spiel „Hans Dampf“ von R. A. Stemmle, die von Hans Aldall komponiert wurde, ist im elektrischen Raumtonverfahren von der Deutschen Grammophongesellschaft aufgenommen worden. Gespielt wurde diese Musik mit den Kräften des Philharmonischen Orchesters und der Städtischen Oper, Berlin, unter Leitung des Komponisten. Auf diese Weise werden zum ersten Male neue Wege auf dem Gebiete der Bühnenmusik eingeschlagen.

Zwei Kurzopern von Otto Klemperer.

„Allegro und Andante“ und „Walzer, Onesten und Andante“, werden in der Berliner Staatsoper zur Uraufführung gelangen.

Offenbachs „Madame l'Archiduc“
In textlicher Neubearbeitung von Karl Kraus.

Das Altmärkische Landestheater, Leitung Direktor Anton Kohl, in Stendal hat die Erstaufführung der dreiaktigen komischen Oper „Madame l'Archiduc“ von Jacques Offenbach in der textlichen Neubearbeitung von Karl Kraus erworben. Die Erstaufführung findet unter musikalischer Leitung von Kapellmeister Fritz Mahler am 11. Januar statt.

Lehár-Matinée im Grossen Schauspielhaus.

Im Grossen Schauspielhaus Berlin fand kürzlich eine Lehár-Matinée statt, in deren Verlauf Richard Tauber Kompositionen von Lehár sang und selbst dirigierte. Die Aufführung wurde auch durch Radio übertragen.

Eingegangene Bücher.

Alfred Polgar: Schwarz auf Weiss, Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
Kurt Tucholsky: Das Lächeln der Mona Lisa, Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
Glenway Wescott: Die Towers, F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.
Robert S. Carr: Wildblühende Jugend, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Alfred Neumann: Guerra, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Joe Lederer: Das Mädchen George, Universitas Deutsche Verlags-A. G., Berlin.
Raymonde Machard: Wer besitzt Claudia? C. Weller u. Co. Verl., Leipzig.
Gustav Regler: Zug der Hirten, Otto Quitzow Verl., Lübeck.
Paul Gurk: Die Sprüche des Fu-Kiang, Otto Quitzow Verl., Lübeck.
Werner Schendell: Die junge Saat, Carl Schünemann Verl., Bremen.
Alfred Kerr: Die Allgier trieb nach Algier, S. Fischer Verlag, Berlin.
Anna Nussbaum: Afrika singt, F. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.
Klabund: Totenklage, Phaidon Verlag, Wien.
Sinclair Lewis: Der Erwerb, E. P. Tal u. Co. Verl., Wien.
Karl Bröger: Jüngste Arbeiterdichtung, Arbeiterjugend-Verlag, Berlin.
Andreas Gayck: Rote Kinderrepublik, Arbeiterjugend-Verlag, Berlin.
Rafael Schermann: Die Schrift lügt nicht, Brücken Verl., G. m. b. H., Berlin.
Anna Pawlowa: Tanzende Füsse, Carl Reissner Verlag, Dresden.
Ernst Kreidolf: Bei den Gnomen und Elfen, Rotapfel Verlag, Zürich.
Jules Romains: Der Gott des Fleisches, Ernst Rowohlt Verl., Berlin.
Fise Reventlow: Briefe der Gräfin Franziska zu Reventlow, Albert Langen Verlag, München.
Victor Auburtin: Einer bläst die Hirtenflöte, Albert Langen Verlag, München.
Ludwig Lewisohn: Der Fall Herbert Crump, Drei Masken Verlag, München.
Harry Kemp: Johnnie, Vagabund des Lebens, Drei Masken Verlag, München.
Josef Breitbach: Rot gegen Rot, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Hans Heinz Ewers: Fundvogel, Sieben Stäbe Verlags- und Druckereigesellschaft, Berlin.
Luc Durtain: Im vierzigsten Stock, Insel Verlag, Leipzig.
Georges Duhamel: Gewitternacht, Insel Verlag, Leipzig.
Nathan Asch: Als die Firma verkrachte, Rütten u. Loening Verl., Frankfurt a/M.
Schalon Asch: Die Mutter, R. Loewit Verlag, Wien.
Balder Olden: Madumas Vater, Universitas Deutsche Verlags A. G., Berlin.
Henri Barbusse: Die Judasse Jesu, C. Weller u. Co. Verlag, Leipzig.
Ramon Gomez De La Serna: Torero Caracho, C. Weller u. Co. Verlag, Leipzig.
Henri Bergson: Die seelische Energie, Eugen Diedrichs Verlag, Jena.
G. S. Viereck u. P. Eldridge: Autobiographie des Ewigen Juden, Paul List Verlag, Leipzig.
Hans Lorbeer: Wacht auf, Internationaler Arbeiter Verlag, Berlin.
Dr. A. Hugenberg: Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart, August Scherl, G. m. b. H. Verlag, Berlin.
Dr. Richard H. Grützmacher: Gerhart Hauptmann, Stefan George, Thomas Mann, Dioskuren Verlag, Wiesbaden.
Arnold Zweig: Herkunft und Zukunft, Phaidon Verlag, Wien.
T. W. Max Callum: Englisch lernen ein Vergnügen, R. Piper u. Co. Verlag, München.
Dr. Ing. Hans Nissel: Der Einfluss des cosφ auf die Tarifgestaltung der Elektrizitätswerke, Julius Springer Verlag, Berlin.

chalance hingetupft, ganz nach Pariser Art. Man muss für die Wiedergabe den Stil der Music-hall wählen, der hier zu Lande unbekannt scheint. Im Breslauer Schauspielhaus erlebte ich von Dorine zufällig vor 5 Jahren eine entzückende Aufführung. Das Leichte in Salopheit und mangelhafte Ausstattung (fürchterlich die Kissen in Dorines Boudoir, III. Akt) umzusetzen, ist ein Irrtum. Mimi Fürth's Dorine ist ein sehr sympathisches Geschöpf, aber eher mollert, als mondain, selbst wenn man dieses im Verhältnis 1 : 2 zusammenlegt. Sie ist herzig, nicht charmant. Ausgezeichnet Hans Lindner's Robert, der musikalisch brillierte soweit die Partie dies zulässt und die Zwangslosigkeit für eine derartige Aufgabe besitzt. Famos auch Martin Erhard's Emanuel, eine ausgesprochene französische Vaudeville-Erscheinung. (Ich hab' so Angst vor den Frauen...) Georg Busch (Paul), Alexander May (Dr. Sutri), Theo Knapp (Diener Franz), besassen gleichfalls Haltung.

Das Orchester unter Hans Heinrich Peyser recht nett, lediglich um eine Spur zu zweckbetont. Am besten der Chor (den gibt's nämlich in Dorine nicht!)

Nach allem, was der Kritiker so zu hören und lesen bekam, muss er allerdings fürchten, dass ihm allein in Katowice Gilbert's Dorine gefallen hat.

Frango.

Polnische Kunstausstellung.

Die gegenwärtig von der Schlesischen Gesellschaft für Ausstellungen und Wirtschaftspropaganda (Śląskie Towarzystwo Wystaw i Propagandy Gospodarczej w Katowicach) im Katholischen Vereinshaus in Katowice veranstaltete Kunstausstellung, an der hauptsächlich der Związek Polskich Artystów Plastyków w Krakowie, aber u. a. auch die polnisch-schlesische Künstlerschaft beteiligt ist, darf als gelungen bezeichnet werden, wenn es gilt, einen aufrichtig blossgelegten Querschnitt des gegenwärtigen Kunschaffens in Polen zu geben. Ein solches Verhalten verdient, wenn es planmässig zu Stande kam, lebhafte Anerkennung, da ähnliche Landesausstellungen sonst das Bestreben haben, nur das Beste vom Vorhandenen zu zeigen. Hier jedoch fehlen vor allem etliche polnische Maler der älteren und der jüngeren Generation, auf die es in Wirklichkeit ankommt, die in einer derartigen Sammelausstellung unbedingt hätten vertreten sein müssen. Dafür sind aber mit überraschender Unbefangenheit auch Bilder zu sehen, (und durch günstiges Hängen noch betont), für die einer sachverständigen Jury die Verantwortung schwerfallen wird. Unter den positiven Tatsachen der Ausstellung darf als gemeinsamer Zug zunächst reiche dekorative Begabung und frischer, kraftvoller Farbensinn festgestellt werden. Diese Vorzüge besitzen in typischer Weise die Landschaftsbilder von Alfred Terlecki, die gut durchgezeichneten Landschaften von Ludwik Leszko, die breit fleckigen, temperamentvollen Naturimpressionen von Erwin Czerwenka und zwei ebenso flott wie eindrucksvoll gemalte Landschaftsstücke von Mieczysław Filipkiewicz, in ihrer Art auch die Arbeiten von Kocha und Stillleben von Eva Dworska und Aneri. Ein malerisch meisterhaftes Frauenportrait und ein phantastisches, leuchtend grünes Waldinterieur geben von der reifen Kunst des Wojciech Weiss eine erfreuliche Vorstellung, jüdische Motive von der des Artur Markowicz. Den Porträts von Gilewski (Katowice) fehlt oder fehlt noch das menschlich Beziehungsvolle, ein eigentlich Künstlerisches; sie erschöpfen sich im kühl Repräsentativen, in einem allerdings guten akademischen Können. Auffallend schwach ist die Aktmalerei vertreten: ein klar durchgeformter, malerisch sehr freier Akt einer Mulattin von Kaspar Pochwalski bildet eine willkommene Ausnahme. Sehr bildhaft, aber doch gedanklicher wirkt ein Frauenporträt mit Blumenstillleben von Kazimierz Maria Rutkowski und insbesondere ein ungemein feines, von besten französischen Meistern geschultes Bildchen mit 3 Knabenköpfen von Emil Szinagel. Im Gegensatz zu den frischen, saftig rohen Farben, die von den meisten dieser Maler bevorzugt werden (manchmal ist die Wirkung auch in Oel eine ganz aquarellartige, wie bei Władysław Araszkiewicz), erzielen Wiktor Detke („Stierkampf“ „Industriemotiv“) und Hanna Krzetuska durch matt-dumpfe Farbflächen besondere Wirkungen. Beachtenswerter oberschlesische Maler sind K. I. Łonicki (Katowice) und besonders Alfred Slupik (Król. Huta), dessen Komposition sehr klar und kräftig ist und schon durch weitgehende Vereinfachung der Mittel angenehm auffällt (Landschaften, Kircheninterieurs). Aussichtslos erscheint ein romantisches Heimatkunstprogramm, wie Jan Wałach (Istebna) es in enger Anlehnung an die italienische Frührenaissance sucht, die nur durch das das bäuerliche Kostüm eine örtliche Färbung erhält. Mit besonderem Nachdruck sei jedoch am Schlusse auf den durch ungünstige Hängung benachteiligten Rafał Malczewski hingewiesen, einen Oelmaler und Aquarellisten von reichem Können und grossem Wollen, der tief in der künstlerischen Tradition seines Volkes wurzelt und die Kraft hatte, westliche und östliche Ströme in sich aufzunehmen und produktiv zu verarbeiten. So verbinden sich in der grossen freien Komposition „Kartoffelernte“ französische und japanische Elemente zu einer neuen, durchaus persönlichen Einheit. Die geistige Beziehung zu Ostasien ist in einem feinen an japanischen Holzschnittmeistern geschulten Selbstbildnis bewusst hervorgehoben.

Die Auslese graphischer Arbeiten ist nicht gelungen. Zu den besseren Proben gehören Holzschnitte von Paweł Steller (Katowice). Es war gut, das Gesamtbild durch orientalische Teppiche zu beleben und ein wenig zu erwärmen. Allerdings nur bildlich, denn in dem grossen Ausstellungsraum ist es bitter kalt, und das wirkt auf viele Leute abkühlend.

Dr. Otto Schneid.